

Bleibt die Chemie in Basel?

Autor(en): Werner Meyer
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1976

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f2e81f68-82ec-4158-b3af-135fe312c4cf>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

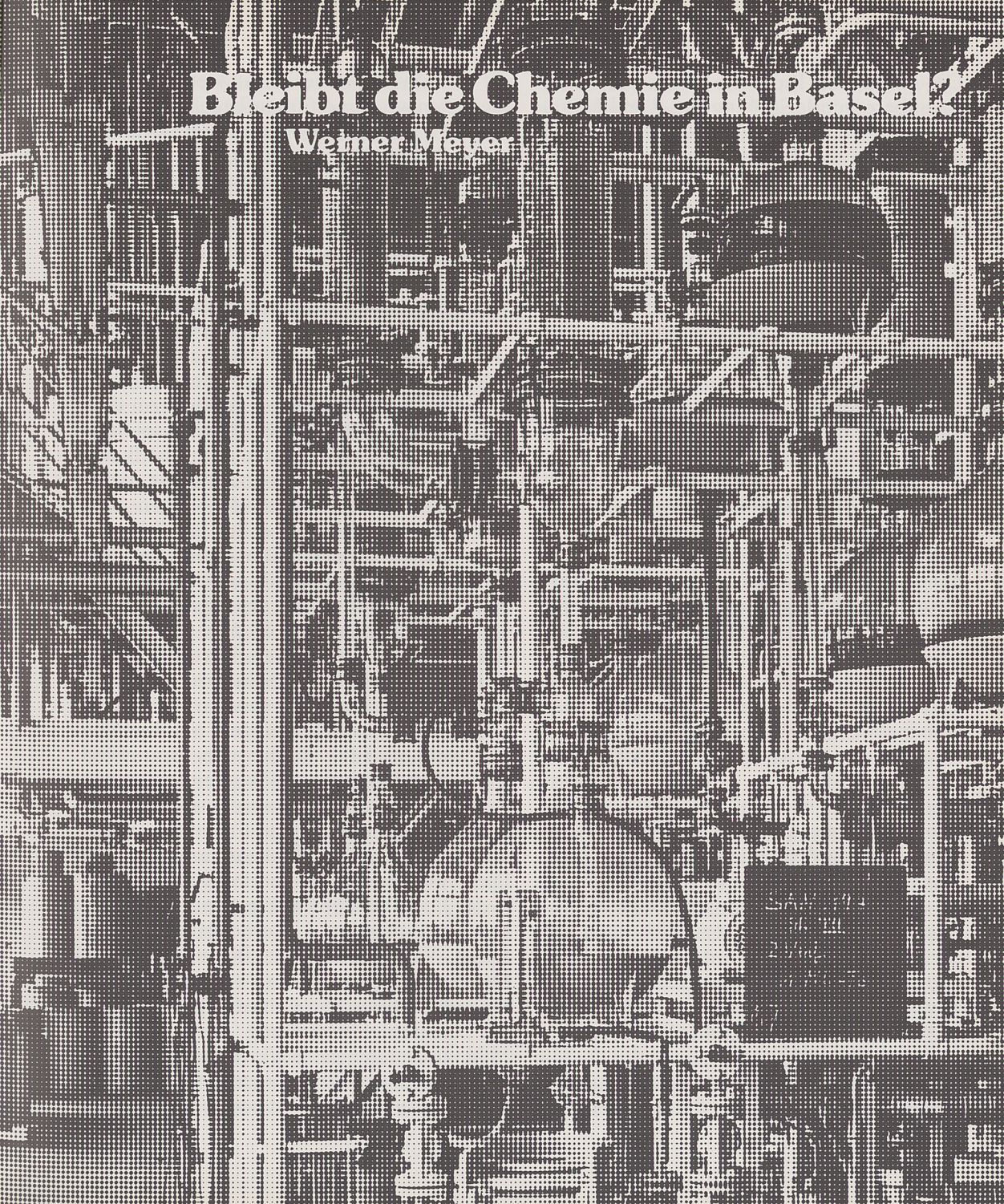
Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Bleibt die Chemie in Basel?

Weimer Meyer



Die chemische Industrie nimmt in Basel eine überragende Stellung ein. Rund 27 000 Menschen verdienen dort ihr Brot. Zwei von drei in der Basler Industrie Beschäftigten sind bei einer der 14 «Chemischen» tätig. Selbst wenn man nicht nur den chemischen Stellenwert innerhalb der Industrie herausgreift, sondern ihre Position im Basler Wirtschaftstotal anvisiert, kommt Bedeutendes heraus. Der Anteil der in der Chemie Berufstätigen an allen, die in den Arbeitsprozess eingeschaltet sind, erreicht 22,5%. Es wird geschätzt, dass die Chemie-Unternehmungen und die bei ihr Beschäftigten von der Steuermilliarde, die der Kanton jährlich einnimmt, ein gutes Viertel aufbringen.

Aber das Wohl und Wehe der Basler Bevölkerung ist nicht nur direkt, sondern auch indirekt sehr von dieser Branche abhängig, die sich in den vergangenen Jahrzehnten eines überdurchschnittlichen Umsatz- und Ertragswachstums erfreute. Die Chemie beschäftigt auch ausserhalb ihrer eigenen Reihen zahlreiche Menschen: Bauunternehmer und Bauarbeiter, das Bau-Nebengewerbe, Werbebüros, Graphiker, Druckereien, sie gibt dem Detailhandel Existenzberechtigung, benützt Transporteinrichtungen, verstopft Strassen, was wiederum zu neuen Aufträgen an Planer, Konstrukteure und Baufirmen Anlass gibt. Kaum ein Verein, der nicht schon hie und da von einer der «Chemischen» einen Zuspufferhalten hätte, ganz zu schweigen von der Universität, die von der Chemie kräftig mit Spenden bedacht wird. Die Chemie setzt in Basel und Umgebung auch Massstäbe für die Löhne und Sozialleistungen.

Es würde zu weit führen, diesen ganzen themischen Kreislauf hier darzustellen, den

wir so selbstverständlich akzeptieren und gegen den wir nur dann aufbegehren, wenn er auch seine Schattenseiten zeigt, wenn es in Basel bedenklich stinkt oder in den Gewässern Fische vergiftet werden. Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen: ganz Basel steht und fällt mit der Chemie.

In Anbetracht der grossen volkswirtschaftlichen Bedeutung dieser Industrie für den Stadtkanton ist es begreiflich, wenn Äusserungen der Chemie-Spitzen über den Geschäftsgang, Zukunftsaussichten und Pläne besonders ernst genommen und kritisch analysiert werden. Anlass zu der Befürchtung, die Basler Chemie sei mit dem Standort Schweiz, und damit ist Basel ja automatisch angesprochen, nicht mehr zufrieden, gaben anhaltende Klagen insbesondere über den Höhenflug des Schweizerfrankens. So sagte Dr. Yves Dunant, damals noch als Vizepräsident (jetzt Präsident) der Sandoz AG, schon an der Generalversammlung vom 15. Mai 1975: «Sicher ist, dass in unserer Wirtschaft bei einem Verharren des Schweizerfrankens auf dem heutigen Kursniveau beträchtliche Strukturveränderungen unumgänglich werden. Eine Reihe von Branchen würde ihre Konkurrenzfähigkeit verlieren. Personal-Entlassungen werden nicht mehr zu vermeiden sein. Einige Firmen müssten ihre Produktion ins Ausland verlagern...» Diese allgemeinen Bemerkungen wurden in der Folge immer konkreter auf die Chemie und einzelne Unternehmungen bezogen. Wie war z.B. die Bemerkung von Dr. Samuel Koechlin (Vorsitzender der Konzernleitung der Ciba-Geigy AG) an der Generalversammlung vom 18. Mai 1976 zu verstehen: «Wir müssen unsere Anstrengungen darauf ausrichten, die Erfolgsrechnung möglichst von jenen Kosten

und Aufwendungen zu entlasten, die in Schweizerfranken anfallen.»

Diese und ähnliche Bemerkungen, die wir in grosser Zahl zitieren könnten, folgten der Frage, inwieweit sich die Umweltbedingungen miteinander verschworen hatten, den jahrelangen Aufwärtstrend von Umsatz und Erfolg zu unterbrechen.

Diese wesentlichen Faktoren waren:

1. der weltweite Konjunkturrückgang seit dem Herbst 1974.
2. die sich trotz Rezession munter weiterdrehende Inflationsspirale.
3. der damit zusammenhängende Preisanstieg wichtiger Rohmaterialien für die Chemie.
4. die unaufhaltsame internationale Höherbewertung des Schweizerfrankens.

Die grossen Chemie-Firmen rechneten sich aus, dass sie eigentlich über Rezession und Inflation sehr gut hinweggekommen wären, wenn sich nicht gleichzeitig der Schweizerfranken so stark aufgewertet hätte. Es sei fatal, so Ciba-Geigy, bei einem praktisch fehlenden Heimmarkt, 98% der Umsätze im Ausland absetzen zu müssen, während ein Drittel der Kosten in immer höher zu bewertenden Schweizerfranken anfalle. Bei Sandoz entfallen 81% des Konzernumsatzes auf ausländische Währungen, jedoch nur 56% der Kosten. Der Ciba-Geigy-Konzern bezifferte den Gewinnausfall, der sich aus der Aufwertung des Schweizerfrankens für 1975 ergeben hatte, auf 338 Mio Fr.; ohne die schmerzvolle internationale Währungsbewegung hätte sich der Konzerngewinn auf 529 Mio Fr. statt auf bloss 191 Mio Fr. belaufen können.

Die Unternehmungsleitungen benützten solche Rechnungen nicht nur dazu, um ihren Aktionären vorzuführen, wie gut die

Unternehmungen eigentlich selbst während der Rezession abgeschnitten hätten, wenn bloss die leidige Währungsfrage nicht wäre. Die Zahlen waren ursprünglich auch dazu gedacht, um die Behörden zu ermuntern, alles in ihrer Macht stehende zu tun, um die Aufwärtsbewegung des Frankens zu bremsen. Seitdem sich herausgestellt hat, dass das nicht möglich ist, hält man den Behörden den Spiegel vor, um sich wenigstens vor höheren Steuerbelastungen zu retten. Gewiss dienten diese Zahlen auch dazu, um den Mitarbeitern und einer weiteren Öffentlichkeit vorzuführen, dass die «belle époque» für die schweizerische Exportindustrie vorbei ist (Samuel Koechlin) und dass nun auch bei der Chemie ernsthaft gespart werden müsse. Bereits 1975 war ein Personalstop dekretiert worden, der leicht modifiziert auch 1976 fortgeführt wurde.

Solche ungewohnten Töne und Handlungen mussten in der Öffentlichkeit den Eindruck erwecken, die Chemie stünde im Begriff, ihren schweizerischen und insbesondere Basler Standort zu überprüfen. An Pressekonferenzen kam es mehrfach zu entsprechenden Anfragen an die Chemie-Führer.

Aus ihren Antworten lässt sich folgendes Fazit ziehen: Obwohl der Standort Schweiz durch die veränderten Währungsverhältnisse mit neuen Hypotheken belastet ist, kann von einem Auszug aus Basel nicht die Rede sein. Das weitere Wachstum wird indessen vor allem im Ausland stattfinden.

Von Planta begründete das Festhalten an Basel mehrfach mit demselben Argument: «Im industriellen Leben kann man nicht einfach mit Standorten spielen. Ein Standort ist verbunden mit Investitionen und Menschen.» Wenn von Planta und seine

Kollegen «weder Lust noch Absicht haben, von Basel wegzuziehen» (aus einem Interview der Präsidenten der drei grössten Basler Chemie-Firmen mit dem Tages-Anzeiger-Magazin), dann spielen also offenbar traditionelle Faktoren eine überragende Rolle. Ausserdem – und das scheint mir doch das Entscheidende – wird der Währungs- und Kostenfaktor von den Industrieführern ernsthaft gar nicht als langfristig wirkender Standort-Bestimmungsgrund gewertet, und das mit vollem Recht. Wie rasch kam es seit 1971 zu den einschneidenden Veränderungen der Währungsrelationen und wie stark sind jetzt die Kräfte, die die Folgen dieser Änderungen im Laufe der nächsten Jahre mildern werden. Die gegenseitige Abhängigkeit von Aussen- und Binnenwert einer Währung sorgte dafür, dass die Schweiz 1976 ganz zu unterst auf der Inflationsleiter stand. Mit weniger als 1% Jahresteuern lässt sich auch eine Lohn- und Sozialpolitik führen, die dazu beiträgt, die Kostenunterschiede zum Ausland besser als in den vergangenen Jahren zu überbrücken.

Wenn sich also der Währungsnachteil in den nächsten Jahren allmählich abschwächen wird, bietet der Standort Schweiz andererseits langfristig wirkende Vorteile gegenüber dem Ausland, von denen auch die Chemie-Führer wissen: Nicht nur die Inflationsrate ist jetzt niedrig, sondern traditionell auch die Zinsrate. Politische und sozialpolitische Stabilität nehmen den Unternehmungsleitungen zahlreiche Sorgen ab, von denen ihre ausländischen Kollegen geplagt sind. Ausserdem herrscht in der Universitäts-Stadt Basel ein besonders günstiges Klima für die Forschung.

Nicht zu übersehen ist indessen, dass Basel als Standort der chemischen Industrie

nicht erst heute, sondern schon im Laufe der letzten Jahre an relativer Bedeutung eingebüsst hat. Die Neuinvestitionen erfolgen steigend nicht nur im Ausland, sondern auch an anderen, vor allem benachbarten schweizerischen Standorten. Eine weitere Ausdehnung der Chemie in Basel selber stösst an geographische und ökologische Grenzen. Heinz Polivka hat in seiner 1974 erschienenen Dissertation «Die chemische Industrie im Raume von Basel», die Standortfaktoren untersucht, die seit Anfang letzten Jahrhunderts in unserer Region wirksam waren. Trotz oder viel eher wegen seiner sorgfältigen und vorurteilsfreien Untersuchungen kann Polivka eindeutige ökonomische Gründe, die seinerzeit für Basel als Standort gesprochen hatten, nicht ins Feld führen. Basel als traditionelle Handelsstadt war nämlich ursprünglich der Industrie alles eher als freundlich gesinnt und unterstützte deren Bestrebungen mit wenigen Ausnahmen auch nicht finanziell. Es waren vor allem Ausländer, die aus Gründen, die in ihrer Heimat (vor allem Frankreich) herrschten, in die Schweiz drängten. «Die eigentliche Grundlage für den Aufschwung in Basel war erst durch die deutsche Besetzung des Elsass gegeben» (Polivka). Patentfragen kamen dazu.

Übereinstimmend nennen jetzt zwar die Chemieführer den Rhein – sein Wasser – als entscheidenden Standortfaktor. Wasser gibt es aber noch an vielen anderen Orten. Einmal in Basel ansässig, wirkte nicht zuletzt «der individuelle Leistungsdrang von Wirtschaftsführern» (Polivka) in Richtung einer Expansion – insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg. Die gerade durch diese Katastrophe geschaffene einmalige Gelegenheit zur Ausweitung wurde von der

damals am Ruder befindlichen Unternehmergeneration optimal ausgenutzt.

Noch mehr Chemie wäre für den Stadtstaat Basel sogar abträglich. Die Verlagerung aus der Stadt in die Vororte hatte vor allem ökologische Gründe. Die Niederlassungen in Schweizerhalle, Muttenz und Pratteln entstanden, weil die Durchsetzung der Wohnquartiere mit chemischen Produktionsstätten allmählich unerträglich wurde. Etwas blass ausgedrückt: «Die Abgase belästigten die Bewohner.»

Selbst die Richtlinien der Basler Regierung 1975 zielen darauf ab, nur die Anzahl der Wohnungen und Einwohner, nicht jedoch der Arbeitsplätze zu erhöhen. Ganz abgesehen davon, wie dieses Kunststück zu vollbringen ist, deckt sich diese Grundsatzerklärung, was die Arbeitsplätze betrifft, mit den Absichten der Chemie.

Dennoch muss der Schwerpunkt der Konzerne zumindest in der Schweiz (wenn nicht sogar in Basel) bleiben. Darauf hat Dr. Adolf W. Jann, Präsident der Firma Hoffmann-La Roche, hingewiesen. Die zentrifugalen Kräfte, die in den Konzernen entstehen, wenn die Auslandsbeteiligungen immer grösser und das Mutterhaus relativ immer kleiner wird, könnten lebensgefährlich wirken. Bis jetzt ist es gelungen, die Konzerne zusammenzuhalten. «Das können wir nur, wenn wir auch in unserem Lande eine grosse Unternehmung unterhalten, die es einigermaßen mit den anderen aufnehmen kann... Wir müssen auf der Hut sein und dürfen nicht abfallen» (Jann).

Da die Chemieführer nicht daran denken, Basel als Konzernspitze aufzugeben, sind sie somit gezwungen, die Spitze stark zu halten. «Demontage» verbietet sich also schon allein aus diesem Grunde, selbst

Arbeitskräfte in der Chemie

Die Anzahl der in der Basler Chemie Beschäftigten erreichte im September 1972 mit 28413 einen bisherigen Höhepunkt. Bis September 1975 (neuere Zahlen liegen nicht vor), hat diese Anzahl um 4,5% auf 27019 abgenommen. Die Beschäftigten schweizerischer Nationalität hatten indessen schon 1971 mit 20217 bzw. 72% des Gesamttotals den Zenit überschritten. Die Anzahl der schweizerischen Arbeitskräfte, die willens waren in der «Chemischen» zu arbeiten, nahm in den folgenden Jahren weiter ab. Bis 1974 ging die Anzahl der schweizerischen Arbeitskräfte um nicht weniger als 1881 bzw. 9,5% auf 18336 zurück. Gewiss nicht, weil die Chemie soviel weniger Arbeitsstellen zu offerieren hatte... In die Lücke springen die Ausländer, deren Bestand erst 1974 mit 9517 ein bisheriges Maximum erreichte. Davon waren 5411 Grenzgänger.

Im ersten vollen Rezessionsjahr 1975 baute die Basler Chemie ihren Mitarbeiter-Bestand um 834 auf 27019 ab. Die schweizerischen Arbeitskräfte gingen dabei absolut stärker zurück als die Ausländer. Der Anteil der Ausländer an den Beschäftigten hat seit Beginn dieses Jahrzehnts von 26 auf 34% zugenommen. Das Grenzgänger-Kontingent ist auch 1975 mit 5288 sehr beachtlich geblieben.

Bereits während der Krise der dreissiger Jahre hatte sich die chemische Industrie bemüht, möglichst wenige ihrer Mitarbeiter zu entlassen. Während der Rezession 1974/1976 legte sie dasselbe Verhalten an den Tag. In der Basler Chemie gingen im August 1976 nur 13 (11 Männer und 2 Frauen) stempeln, bei einem Gesamtbestand von 950 Arbeitslosen im Kanton.

wenn das etwas kostet. Doch dieser Preis ist immer noch billiger als ein Auseinanderfallen der Konzerne in nationale Blöcke. Der Wille, die Grossen als multinationale Gesellschaften weiterzuführen, ist ungebrochen.

Alle diese Überlegungen führen zum Schluss, dass die Chemie Basel erhalten bleiben wird. Wenn in ihren Anfängen wenig für den Standort sprach ausser dem Zufall politischer Ereignisse und rechtlicher Schikanen, so spricht zurzeit im Grunde genommen ebenso wenig dafür, diesen Zufalls-Standort wieder aufzugeben. Basel wird eine Chemie-Stadt bleiben. Dass das einen Wandel der Produktionsstrukturen nicht ausschliesst, einen Wandel, der ja auch nicht von heute ist, erscheint uns selbstverständlich. Wenn die

Chemie aus den hohen Kosten, die ihr in der Schweiz erwachsen, den Schluss zieht, dass sie hier vor allem solche Produkte herstellen will, die eine hohe Wertschöpfung garantieren, dann liegt das nicht nur im Rahmen allgemeiner Erkenntnisse, die für die gesamte schweizerische Produktionsstruktur gültig sind, sondern wird auch der ansässigen Bevölkerung zum Vorteil gereichen. Eine hohe Wertschöpfung setzt nicht nur das Fortbestehen, um nicht zu sagen den Ausbau der Forschung voraus, sondern bietet auch die Grundlage für überdurchschnittlich hohe Löhne und damit die Voraussetzung für die Fortführung eines Lebensstandards, an den man sich gewöhnt hat, ohne über dessen Voraussetzungen als Normalbürger allzuviel nachzudenken.